

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: 17. Juni 2011, 16:30 Uhr



Predigt
von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch,
Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz und
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz,
beim Requiem am 17. Juni 2011 in Odzaci / Hodschag

Lesung: Ijob 19,23-27a; Evangelium: Mt 27,45-56

Vereint im Leid – geborgen in Gott

Liebe Mitbrüder im bischöflichen, priesterlichen und diakonalen Dienst!
Meine lieben Filipowaer und donauschwäbischen Landsleute!
Werte Gäste! Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens!

Nach langen Jahren schmerzvollen Wartens haben wir heute Vormittag das Gedenkkreuz an den Massengräbern auf der Heuwiese gesegnet und versucht, in Worte zu fassen, was uns dabei bewegt und warum wir dieses Kreuz errichtet haben. Wir haben gespürt, wie schwer es auch nach mehr als sechsendsechzig Jahren noch ist, die richtigen Worte, ja überhaupt die Sprache zu finden angesichts dessen, was unsere Landsleute dort erlitten haben und was viele Mütter, Ehefrauen, Kinder und Geschwister bis heute mitgelitten haben und mitleiden. Ja, an einem solchen Ort des Grauens ist es nahezu unmöglich zu sprechen. Es geht mir wie Papst Benedikt bei seinem Besuch des Konzentrationslagers Auschwitz am 28. Mai 2006, der bekannte: An solch einem Ort versagen die Worte, schlägt es einem die Sprache. Es kann eigentlich nur ein erschüttertes Schweigen geben.

Als ich sechzig Jahre nach unserer Deportation nach Gakowa zum ersten Mal an diesen Ort kam, ging ich von der Straße runter zu den Massengräbern, bis mir die Beine versagten und ich stumm stehen blieb. Ich brauchte lange, bis ich für mich lautlose Worte fand, um für die Opfer zu beten und über diese Stätten das Segenszeichen des Kreuzes zu schlagen: Das Zeichen des Leidens und des Todes, das Zeichen der christlichen Hoffnung und der Auferstehung.

Im Schweigen verbeugen wir uns vor unseren Toten und ihrem Leiden. Und wenn wir stammelnd nach Worten ringen, dann ist es zuerst der Ruf Jesu am Kreuz, der Ruf der Dunkelheit und Gott-Verlassenheit: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46). Und wir müssen mit dem Beter des Psalms 22 weiter fragen: „Warum bist du fern

meinem Schreien, den Worten meiner Klage? Mein Gott, ich rufe bei Tag, doch du gibst keine Antwort; ich rufe bei Nacht und finde keine Ruhe“ (Ps 22,2 f).

Ja, diese Frage begleitet uns bis heute: Wo war Gott an diesem furchtbaren Tag? Warum hat er geschwiegen? Die Worte des Psalms 44 drängen sich uns auf, die Klage des leidenden Israel: „Du hast uns verstoßen ... und bedeckt mit Finsternis. ... Wir werden behandelt wie Schafe, die man zum Schlachten bestimmt hat. ... Warum verbirgst du dein Gesicht, vergisst unsere Not und Bedrängnis?“ (Ps 44,23-25). Dieser Notschrei des leidenden Israel an Gott in Zeiten äußerster Bedrängnis ist zu unserem eigenen Notschrei geworden.

Ja, an diesem Ort ruhen nicht nur Gebeine. Es ist der Ort unsäglichen Leidens und nicht fassbarer Qual. Hier starben Liebe, Freundschaft, Hoffnung. Ungeheuer ist dieser Tod und grausam. Er hat nicht nur Leben ausgelöscht. Er hat hier brutal zugeschlagen und unendliches Leid über die grausam Hingemordeten und über die verzweifelt Zurückgebliebenen gebracht. Unser Leid greift tiefer als diese drei Massengräber. Der Schmerz hat sich tief eingegraben in unsere Seele. Wir leiden bis heute.

Was es uns besonders schwer macht, liebe Landsleute, wir können in Gottes Geheimnis nicht hineinschauen. Wir sehen nur Fragmente und würden uns vergreifen, wenn wir uns zum Richter über Gott machen wollten. Im Letzten müssen wir bei dem demütigen und eindringlichen Schrei zu Gott bleiben – im Wissen, dass es außer ihm keine Hilfe, keinen Tröster und auch keine Perspektive für uns gibt. Aber unser Schrei gilt Gott und wir rufen zu ihm in der Hoffnung und im Vertrauen darauf, dass unser Ruf nicht ungehört verhallt. Wir bekennen mit Ijob: „Ich weiß: mein Erlöser lebt, als letzter erhebt er sich über den Staub“.

Und damit vereinen wir uns mit dem Schrei Jesu am Kreuz. Er ist, wie Papst Benedikt schreibt, „nicht irgendein Verlassenheitsschrei. Jesus betet den großen Psalm des leidenden Israel und nimmt so die ganze Drangsal nicht nur Israels, sondern aller an der Verborgenheit Gottes leidenden Menschen dieser Welt in sich hinein. Er trägt den Notschrei der Welt, die von der Abwesenheit Gottes gepeinigt ist, vor das Herz Gottes selber hin. Er identifiziert sich mit dem leidenden Israel, mit der unter dem Gottesdunkel leidenden Menschheit, nimmt ihr Schreien, ihre Not, ihre ganze Hilflosigkeit in sich hinein und verwandelt sie damit zugleich.“ (P. Benedikt XVI., Jesus von Nazareth, Bd. II, 238.)

Jeder gläubige Mensch, der den Beginn des Psalms 22 hört und die Gottverlassenheit im eigenen Leben kennt, weiß, dass er als Beter damit nicht allein gelassen ist; er weiß, dass Gott auch dann, wenn wir uns von ihm getrennt fühlen, bei uns bleibt. So betet er: „Du aber, Herr, halte dich nicht fern! Du, meine Stärke, eil mir zu Hilfe! [...] Ich will deinen Namen [...] verkünden.“ (Ps 22,20.23) Die Hoffnung kommt von Gott, der unser Dunkel erhellt, indem er sich selbst hinein begeben hat. Er nimmt von uns Leid und Not nicht weg, aber es ist in ihm umfassen, in ihm aufgehoben.

Und wir Christen wissen aus unserem Glauben: Jesus trägt die ganze Zerrissenheit unserer Welt. Im gott-losen Leid unserer Welt ist selbst das Göttliche verdunkelt und verlassen. Jesus geht in diese Dunkelheit und hält sie aus bis zum Tiefpunkt, bis zum Letzten. Sein Todes-

Schrei ist die Brücke über den Riss dieser Welt. In Jesus setzt sich Gott selbst diesem Riss aus und wird so zur Brücke.

Jesus hat die Ungeheuerlichkeit des Todes auf sich genommen. Er hat den Abgrund des Todes ausgelotet. Grausamer kann kein Mensch sterben als Jesus am Kreuz; unschuldiger kann kein Mensch sein als Jesus. Sein Grab greift tiefer als alle Gräber. Er unterfängt sie: Das Grab Jesu ist das Grab, in dem der Tod begraben wurde.

Wer unserer Ermordeten auf der Heuwiese gedenkt, wer Gakowa oder die Sklavenarbeit unserer Landsleute in den Kohlengruben Russlands immer noch vor Augen hat, der weiß, wie dunkel und letztlich menschlich unerklärbar das Kreuz ist. Im Blick auf Jesus und seinen Opfertod am Kreuz beginnen wir zu ahnen, dass das Kreuz, das für uns Menschen tödliche Vernichtung bedeutet, zum Zeichen der Versöhnung werden kann und es in Jesus Christus geworden ist. Jesu Opfertod ist zugleich die Offenbarung göttlicher Kraft, der Kraft der Erlösung. Denn Gottes Liebe übersteigt den tödlichen Hass, der sich hier über unsere Heimat und weit darüber hinaus auf unseren Kontinent ausgebreitet hat. Im Blick auf unseren Erlöser Jesus Christus erfahren wir: Jedes unserer Opfer, gerade die am meisten erniedrigten und unterdrückten, sind in ihm erhöht worden. Unser Schmerz und unsere Trauer vereinen sich mit den Leiden Jesu und seinem Tod. Unser Leiden ist aufgenommen in seine Passion. Wir Menschen sind schwach, aber wir können in der Trauer Kraft finden im Kreuz Jesu Christi.

Diese Kraft fand der Mensch, der Jesus am nächsten war, seine Mutter. Sie stand unter dem Kreuz und litt mit ihm, wie nur eine Mutter mit ihrem Kind leiden kann. Sie stand auch für die Mütter und Ehefrauen unserer Ermordeten, sie stand für uns alle unter dem Kreuz Jesu. Der Blick auf sie, die Schmerzensmutter, war oft der einzige Blick, der Kraft gab und uns den Blick über den Tod hinaus richten ließ. Sie, die mit ihrem Sohn alles bis zum Letzten mitlitt, ist eine Kraft, geboren aus dem Leid, unsere Mutter und mütterliche Hoffnung. Seit Gakowa ist die Mater Dolorosa – wie für viele von uns, so auch für mich – zum stets Kraft und Hoffnung schenkenden Marienbild geworden.

Liebe Landsleute, liebe Schwestern und Brüder, wir haben das Kreuz errichtet am Ort der drei Massengräber. Unser Schmerz ist nicht mehr stumm. Er hat ein Zeichen, einen Ausdruck, eine Sprache gefunden. Wir haben bewusst das Kreuz und keinen Grabstein aufgestellt. Denn das Kreuz lenkt den Blick nicht nur zurück, sondern zugleich auch nach vorne. Durch Jesu Tod und Auferstehung ist das Kreuz zum Zeichen der Hoffnung und der Auferstehung, zum Zeichen des neuen Lebens geworden. Es ist ein Zeichen der Klage, aber nicht der Anklage. Es ist kein Zeichen der Rache und Vergeltung, sondern ein Zeichen der Versöhnung und der Herausforderung für die Zukunft. Es erinnert an unsere Ermordeten und sagt zugleich: Tut alles dafür, dass so Etwas nie mehr vorkommt, dass so Etwas nie mehr passiert! Wir Donauschwaben, werte Landsleute, waren immer Menschen, ja Pioniere des Brückenbaus. Unser Leid und unsere Geschichte waren dann nicht umsonst, wenn die Erinnerung an sie beiträgt, die Welt zum Guten zu verändern. Wir haben mit unseren Opfern mitgelitten und leiden bis heute mit ihnen und für sie. Aus Leiden, aus Passion, soll Aktion werden, aus Mitleiden entschiedenes Handeln. Wenn wir als Christen am Evangelium Maß nehmen,

müssen wir Menschen aktiven Mitleidens sein, um zu verhindern, dass Menschen ihren Mitmenschen auch in Zukunft Leid zufügen.

Das Kreuz steht auf der Heuwiese. Unsere Ermordeten sind nicht vergessen. Wir beten für sie, dass sie auf ewig in Gottes Barmherzigkeit und Liebe geborgen sind. Dabei trägt uns die feste Hoffnung unseres Glaubens, einmal bei Gott alle Schmerzen abwerfen und gemeinsam mit unseren Verstorbenen bei ihm in ewiger Freude leben zu dürfen. Amen.